
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 180 Bydgoszcz, 9. August Bromberg 1939

B. Gerde

Das graue Gitter.

Lebensroman eines deutschen Mädchens in China.

(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wolf Hessenkamp hatte Grete in einen kleinen chinesischen Teesalon geführt, in dem zu dieser späten Stunde nur mehr wenige Gäste anwesend waren. Dann hatte Grete erzählt. Sie konnte sich erst allmählich wieder beruhigen. Zu rasch war dies alles gegangen. Der Übergang aus tiefster Verzweiflung und Verlassenheit zu dem Zustand der Geborgenheit und Ruhe, der sie jetzt erfüllte.

„Du hast sehr unvernünftig gehandelt, Grete", sagte Wolf jetzt, „du hättest niemals diesem Mr. Wyatt den Scheck zeigen dürfen. Wer weiß, wie es Jeffrey ergangen sein mag! Man hat dich hinausgezogen und inzwischen Jeffrey erledigt, soviel scheint mir sicher. Warum bist du an jenem Abend in Guam nicht gekommen? Ich habe auf dich gewartet? Bis dann der Boy mit deinem Briefe kam."

„Mit meinem Brief?" Grete sah fassungslos auf Wolf. „Ich habe dir doch keinen Brief geschrieben."

Wolf Hessenkamp zog seine Brieftasche und entnahm ihr ein Schreiben.

„Dies ist nicht deine Unterschrift?"

Grete besah sich den auf einer Reiseschreibmaschine getippten Brief, schaute die Unterschrift, sah das Große „G" mit jener leicht abgerundeten Schlinge, mit der sie zu unterschreiben pflegte.

„Die Unterschrift ist so täuschend nachgemacht, daß ich selbst beinahe irre geworden wäre", sagte Grete. „Ich habe diesen Brief nicht geschrieben." Sie überlas noch einmal die wenigen Zeilen:

„Sei nicht böse, ich kann nicht kommen. Ich habe Dich vorhin belogen. Ich reise nicht mit Mr. Wyatt als dessen Pflegerin, sondern hoffe, seine Gattin zu werden. Ich bitte Dich, nicht mein Leben zu zerstören. Ich hoffe als Frau Mr. Wyatts den Frieden zu finden, nach dem ich mich bis jetzt vergebens gesehnt habe. Es ist besser, unsere Wege meiden sich in Zukunft. Ich liebe Mr. Wyatt nicht, aber ich weiß, daß ich den Weg zu ihm finden werde. Sei mir nicht böse, es ist besser, ich sage es Dir jetzt. Morgen werden wir nicht mehr allein sprechen können." Grete.

„So ganz scheint dein Mr. Wyatt nicht von der Wirkung des Briefes überzeugt gewesen zu sein", sagte Wolf Hessenkamp. „Ich war mir allerdings im Anfang nicht im Zweifel, daß der Brief wirklich von dir war."

„Warum hast du die Weiterreise aufgegeben?" wollte Grete wissen.

„Das ist sehr einfach. Man hat mich um drei Uhr früh verhaftet, direkt aus dem Bett heraus. Ich sollte angeblich irgend welche Geheimpläne gestohlen haben. Natürlich war kein Wort daran wahr. So rasch stellte sich dies allerdings nicht heraus. Man hielt mich fest und mußte erst nach allen Himmelsrichtungen telegrafieren. Dazu kam noch die Sache mit meinem Namen. Mr. Wyatt scheint mich nämlich mit jemand anderem verwechselt zu haben. Daran warst allerdings du schuld, ich bin gar nicht Wolf Hessenkamp . . ."

„Du bist nicht Wolf Hessenkamp . . .?"

Grete umklammerte die Teetasse krampfhaft mit ihren zitternden Fingern. Sie ahnte, daß in der nächsten Sekunde ein neuer Schicksalsschlag über sie hereinbrechen mußte. Es war zuviel für ihre Nerven.

„Ich bin es und ich bin es doch wieder nicht. Ich habe diesen Namen abgelegt. Vielmehr, ich bediene mich nicht mehr dieses Namens. Ich heiße jetzt Mr. Herman Camp. Etwas ist ja wohl noch übrig geblieben von dem alten Hessenkamp." Wolf lachte gutmütig und beruhigend. „Du brauchst es nicht so tragisch zu nehmen. Es dauerte natürlich eine Weile, bis ich in Guam alles aufklären konnte. Ich nahm das nächste Flugboot nach Manila und bin eben mit einem Dampfer von dort eingetroffen."

„Und dein Gepäck?"

„Bringt der chinesische Bootsführer zu einem meiner Freunde. Ein kleiner Koffer. Ich ziehe es vor, mich nicht mit zu viel Gepäck zu belasten. Ich muß beweglich sein."

Grete wirbelte der Kopf. Sie dachte an die Mitteilung, die Dr. Lien ihr gemacht hatte. Wolf reiste also mit einem falschen Paß! Er hatte es ihr selbst gesagt!

Sie suchte seine Augen. Sie blickten ruhig und zärtlich auf sie.

Wolf neigte sich vor, küßte Grete auf das glänzende Haar, auf ihre Stirne, suchte ihren Mund. Es waren Küsse ohne Ungestüm, Küsse, die sie beruhigten, wärmten. Sie fühlte, daß jeder dieser Küsse ihr einen Berg von Lasten nahm.

Es war gut, daß sie jetzt allein in der kleinen Teestube waren. Vorn in der Ecke lehnte der kleine chinesische Boy halb zusammengesunken an der Wand und schien zu schlafen. Was er auch nötig hatte bei zwanzig Stunden Dienst am Tag.

Dann machte sich Grete los. „Jetzt mußt du mir alles erzählen", sagte sie.

„Später", wehrte Wolf ab. „Zuerst muß ich einmal diesem Boy einen Chit geben."

„Du zahlst nicht bar?" wunderte sich Grete.

„Ach wo, hier in China schreibt doch jeder einen Chit. Man zahlt im Hotel und zahlt an der Bar mit einem Chit. Man weiß am Abend gar nicht mehr, wie viele Chits man am Tag unterschrieben hat. Am ersten kommen sie ja doch alle, die Barkeeper und der Schneider, der Autoverleiher, der Garagenbesitzer, der Oberkellner. Jeder hält einem ein Bündel Chits vor die Nase. Es ist doch auch viel zu unbequem, mit dem schmutzigen chinesischen Geld zu hantieren! Oder soll man die schweren Silberdollars im Sacke tragen? Und dann noch etwas: Man kann sogar mehr Chits schreiben, als man Bargeld zur Verfügung hat. Irgendwie gleicht sich das am ersten schon aus.

Wenn nicht an diesem, so am nächsten. Maskil sagen wir hier. Ach was, egal. Der Russe sagt Nitschewo."

Grete empfand, wie der feste Boden unter ihren Füßen wieder zu schwinden begann.

„Ich liebe nur klare, feste Verhältnisse. Ich kann nicht ins Ungewisse hinein leben."

„Ich habe es nicht bemerkt", lachte Wolf und versuchte, Grete wieder an sich zu ziehen. „Deine Geschichte mit den 10000 Dollar zum Beispiel?"

Aber Grete wehrte ihn ab.

*

Es war zwei Uhr nachts, als Grete ihr Hotelzimmer betrat. Wolf hatte sich von ihr verabschiedet. Sie wußte nicht, wo er Wohnung genommen hatte. Es schien ihr, als mußte Wolf ihr vieles verbergen.

Der Lärm in den Tanzsälen war verstummt. Grete öffnete das Fenster. Es ging nach dem Hafen. Die würzige frische Nachtluft tat ihr wohl.

Dann schaltete sie das elektrische Licht ein. Auf dem Tische lag ein Brief. Er trug die Aufschrift der Anglo China Bank und lautete:

Miß Grete Illing, Hongkong.

Sie werden aufgefordert, den Betrag von 10000 Dollar, den Sie auf Grund Ihrer schriftlichen Erklärung, über das Doppelte dieser Summe bei einer amerikanischen Bank zu verfügen, an unserem Schalter behoben haben, binnen 24 Stunden zur Rückzahlung zu bringen oder den Nachweis zu führen, daß Sie tatsächlich in der Lage sind, diesen Kredit abdecken zu können. Wir wären sonst zu unserem größten Bedauern gezwungen, eine Betrugsanzeige gegen Sie bei den chinesischen Polizeibehörden von Kaulun sowie bei dem englischen Police-Departement in Victoria zu machen, das für Ihren derzeitigen Wohnsitz zuständig ist.

Anglo China Bank Ltd.

Mr. Wyatt hat losgeschlagen, dachte Grete.

Und jetzt überkam sie die Angst. Todesangst. Nicht für sich, sondern für Wolf Hessenkamp.

Dr. Werner hatte Geld genommen. Mr. Jeffrey war von Wyatt in Konkurs getrieben worden. Bei Wolf halfen alle Millionen des Amerikaners nichts. Das wußte Grete. Bei Wolf ging es anders an das Leben.

Mein Gott, wie erbärmlich ist das alles, dachte Grete. Wie erbärmlich und abscheulich.

*

„Du siehst zum Erbarmen aus", begrüßte Wolf am anderen Morgen Grete in der Halle ihres Hotels, „hast du schlecht geschlafen?"

„Ich habe überhaupt nicht geschlafen", sagte Grete. Sie zeigte Wolf den Brief der Anglo China Bank.

„Wenn es nichts weiter ist", sagte Wolf heiter und versuchte, Grete aufzurichten, „mit der Anglo China Bank wird es sich reden lassen."

„Sie handelt doch bestimmt im Auftrage Mr. Wyatts."

„Möglich", gab Wolf zu. „Über gewisse Formalitäten können sich diese Herren doch nicht hinwegsetzen."

Der Hotelboy pfiff zwei Rikscha-Kulis heran. Grete nahm im ersten Rikscha Platz, Wolf folgte ihr in dem nächsten.

Welch armseliges Geschöpf, so ein schwitzender, hustender Rikscha-Kuli, dachte Grete. Ich schäme mich selbst, diesen armen Teufel im Galopp über die Straßen zu jagen. Wenn ich ihn auch nicht mit Tritten ins Kreuz traktiere wie viele Europäer, denen es nicht schnell genug geht.

„Sie sterben nach fünf, sechs Jahren an Tuberkulose", sagte Wolf, als sie durch die Halle der Anglo China Bank schritten. „Was nützt es ihnen aber, wenn wir sie nicht benutzen. Mit den 10 Cent, die du dem Manne gegeben hast, ernährt er heute seine Familie zu Mittag. Er kennt kein größeres Glück, als tagaus tagein durch den Staub zu traben. Es gibt ihrer viel zu viele."

„Sie haben mir diesen Brief geschrieben", sagte Grete und zeigte einem kleinen, seinem fahlen Gesicht nach bestimmt gallenleidenden Herrn das Schreiben der Bank.

„Gewiß", sagte der Beamte, „er trägt sogar das Zeichen unseres Compradors wie alle wichtigen Stücke. Sie haben den Betrag bei sich?"

„Ich habe den Betrag nicht bei mir", gab Grete zur Antwort und suchte sich, so gut es ging, zu beherrschen. „Ich habe die 10000 Dollar M. Wyatt übergeben, in dessen Auftrag ich sie in einem verschlossenen Umschlag behoben hatte."

„Sie haben den Behebungsschein aber eigenhändig unterschrieben", sagte der Herr, bereits weniger höflich. „Außerdem haben Sie eine Vermögenserklärung abgegeben und um einen Kredit von 10000 Dollar angesucht. Sie können also nicht zahlen?"

„Es genügt doch der Nachweis, daß Miß Illing über diesen Betrag verfügt", mischte sich jetzt Wolf in das Gespräch. „Was dient Ihnen hierfür als Nachweis?"

„Der Depotschein einer Großbank", wandte sich der Beamte jetzt an Wolf Hessenkamp. „Ein Kontoauszug oder ein Sparbuch".

„Dann wird also auch die Haftung eines anderen Depotbesitzers genügen, nicht wahr?"

„Natürlich, Sie haben völlig recht, mein Herr", sagte jetzt der Beamte bedeutend höflicher. „Vorausgesetzt, daß die Unterschrift des Haftenden echt ist und sein Konto gedeckt."

„Dann ist ja alles in Ordnung", sagte Wolf Hessenkamp heiter. „Ich übernehme selbstverständlich die volle Haftung."

„Dann müssen Sie dieses Formular ausfüllen und mit Ihrem Namen zeichnen", sagte der Bankbeamte. „In welcher Bank liegt Ihr Guthaben?"

„In der Filiale der Philipinischen Bank in Taitai", gab Wolf Hessenkamp rasch zur Antwort. „Ich glaube, es sind 42000 Dollar. Möglich, daß es heute 800 Dollar weniger sind. Ich habe vor wenigen Tagen einen Scheck ausgeschrieben, der inzwischen vielleicht eingelöst wurde."

„Das hat bei dieser Summe ja keine Bedeutung", sagte der Beamte. „Nach der Palwan-Insel gibt es leider keine telefonische Verbindung. Der Postdampfer verläßt Hongkong jeden Dienstag und Freitag. Es wird fünf Tage dauern, bis wir Antwort haben."

„Dann ersuche ich, solange keine weiteren Schritte gegen Miß Illing zu treffen", sagte Wolf Hessenkamp und füllte die Haftungserklärung aus.

Grete bemerkte, wie er vor der Unterschrift einige Sekunden zögerte. Dann schrieb er mit festen, sicheren Zügen: Herman Camp.

„Das wäre geschafft", sagte Wolf, als sie das Bankgebäude verließen. „Ich schulde jetzt an deiner Stelle das Geld."

„Wolf, das hättest du nicht tun sollen", Grete faßte ihn beim Arm. Der Boden schien ihr unter den Füßen zu schwanken. „Du hast mich gerettet, aber mit einer falschen Unterschrift. Jetzt ist alles verloren. Ich kann dieses Opfer nicht annehmen. Jetzt bleibt mir nichts anderes anderes übrig, als zu Mr. Wyatt zu gehen und alles zu gestehen. In wenigen Tagen wird er auch so um den Betrug wissen."

Grete begann zu weinen. Wolf führte sie rasch zu einer Rikscha. „Zum Park", rief er dem Kuli zu.

„Du wirst das nicht tun, Grete", sagte er und sah sie fest und begütigend an. „Du wirst jetzt überhaupt nichts anderes tun, als das, was ich dir sage. Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren. Der Boden Hongkongs beginnt für uns gefährlich zu werden."

„Grete war in die Ritscha gestiegen. Der gelbe Kuli setzte sich in Trab. Wolf Hessenkamp warf sich in die nächste. Es ist schwer mit Grete, dachte er, als der Kuli zu laufen begann. Sie ist tapfer und klug. Aber sie ist schön, viel zu schön für hier. Und noch nie aus Deutschland herausgekommen. Ich darf mich nicht zu viel auf sie verlassen. Ihre Nerven gehen ihr durch. Kein Wunder, nach dem, was sie erlebt hat. Wer weiß, wie die Geschichte mit dem Kapitän geendet hätte, wenn ich nicht zur rechten Zeit gekommen wäre! Was ich durchführen muß, kann nur ohne sie geschehen.

Wolf Hessenkamp sah auf. Er bemerkte, wie die Rikscha-Kulis und Lenker der Ochsenkarren nach allen

Seiten auseinanderliefen. Ein geschlossenes Auto raste durch die Straße. Der Chauffeur hatte offenkundig die Besinnung verloren oder war betrunken. In wildem Zickzack fuhr der schwere Wagen einmal auf der linken, dann wieder auf der rechten Seite. Jetzt raste das Auto gerade auf seine eigene Rikscha zu.

Wolf Hessenkamp erkannte im Bruchteil einer Sekunde die Gefahr, in der er schwebte. Er sprang aus dem federnden Gefährt und sprang in zwei mächtigen Sätzen zur Seite. — Gerade als das Auto seine Rikscha mit dem Kühler faßte und unter seinen Vorderrädern zermalmte.

Während der Wagen im sechzig Kilometer-Tempo davonraste, liefen von allen Seiten Chinesen zusammen und umstanden eine zuckende, blutende Masse, die vor wenigen Sekunden noch ein hustender und schwitzender Rikscha-Kuli gewesen war.

Dann räumten zwei englische Polizisten den Platz. Ein alter Chinese warf eine alte Decke über den verstümmelten Toten. Die Trümmer der Rikscha wurden zur Seite geschoben. Es war nicht viel mehr übrig als ein Haufen zersplitterten Holzes und einige Fetzen halb verbrannten Gummis.

Es dauerte lange, bis Wolf eine freie Rikscha fand. Ihr menschliches Roß setzte sich in Galopp. Es war Wolf Hessenkamp unmöglich, Grete einzuholen. Vor dem Park ließ er halten, lohnte den Kuli ab.

Grete war nirgends zu finden. Weder bei dem Eingang noch auf der schattigen Allee. Wolf Hessenkamp suchte den Park von allen Seiten ab. Man begann bereits auf ihn aufmerksam zu werden.

Dann eilte er zum Peakhotel. Nahm eines der dort stets wartenden Autos. Raste durch die dicht gefüllten Straßen nach dem Hafen. Grete konnte nur ihr Hotel aufgesucht haben.

„Miß Illing ist nicht in das Hotel zurückgekehrt", sagte der Portier, ein kleiner Chinese mit runzligen Falten im Gesicht. „Sie kommt auch nicht mehr, sie hat ihre Sachen abholen lassen und Geld für die Rechnung geschickt."

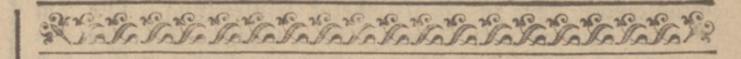
„Eine Adresse?"

„Nein, eine Adresse hat sie nicht zurückgelassen."

Wolf Hessenkamp ließ sich in einen der breiten Sessel fallen, die in der Halle standen.

„Das erste Rennen hat Mr. Wyatt gewonnen", dachte er und ballte die Fäuste in seinen Taschen.

(Fortsetzung folgt.)



Regen im Walde

Wie auf Eulenflügeln, leise
kommt der Regen in den Wald,
löscht die hellen Sonnenkreise,
macht die Bäume grau und alt.

Seine Schleierkleider streifen
über Bäume, Ast und Blatt,
und die Wolkenstirn glänzt matt
unterm bunten Regenstreifen.

Dunkler leuchten Moos und Wege,
wo der Wanderer Regen ging.
Aus dem tropfenden Gehege
taumelt blind ein Schmetterling.

Heinz Wagenitz.



Die Leistung unserer Sinne.

Von Professor Dr. H. Wohlbold.

Unsere Sinne haben für das tägliche Leben recht verschiedene Bedeutung, und wenn wir auch keinen missen möchten, so sind sie doch nicht alle gleich wichtig und unentbehrlich. Der Verlust des Geruches oder des Geschmacks ist nicht so tragisch wie Blindheit. Auf den Sehsinn, den edelsten aller Sinne, folgt an zweiter Stelle das Gehör. Wenn wir eine Rangordnung auch der anderen Sinne aufstellen wollen, so käme zunächst wohl der Geruch, hierauf der Geschmack und erst zuletzt das Gefühl. Es hat seinen Sitz in der Haut. Hautsinneswahrnehmungen können allerdings sehr stark sein. Als Schmerzempfindungen steigern sie sich unter Umständen so sehr, daß wir das Bewußtsein verlieren. Wenn wir sie trotzdem als verhältnismäßig unvollkommen bezeichnen, so hat das darin seinen Grund, daß sie nur wenig genau differenziert sind. Als Wärmewahrnehmungen vermitteln sie nicht die absolute Temperatur, sondern nur Temperaturunterschiede. Wir können wohl angeben, ob ein Körper im Vergleich zu einem anderen wärmer oder kälter ist, aber wir können nicht sagen, daß seine Temperatur zehn oder zwanzig Grad beträgt.

Der Geschmack arbeitet schon viel genauer. Wir empfinden nicht etwa „gut" oder „schlecht", sondern wir unterscheiden schon verschiedene Geschmackskategorien: sauer, salzig, bitter, herb, süß. Allerdings ist das eigentlich schon die Grenze. Wir glauben zwar, wir könnten auch die verschiedenen Nahrungsmittel mit geschlossenen Augen an ihrem Geschmack erkennen und sie dadurch unterscheiden. Aber das ist ein Irrtum. Es gilt nur für das Kochsalz. Was wir sonst auf die Zunge bringen, das stellen wir nicht durch den Geschmack, sondern nur durch den Geruch fest. Dieser spielt immer in den Geschmack hinein. Wenn uns vor einer Speise ekelt, so ist das nicht eine Geschmacks-, sondern eine Geruchswahrnehmung. Der Geschmack verrät uns nicht einmal, ob etwas giftig ist. Manche Gifte, wie Strychnin oder Morphium, schmecken allerdings bitter. Aber es gibt schwere Gifte, die, wie Beryllium, Bleisalze oder gewisse organische Stoffe, einen süßen Geschmack haben und uns daher durchaus nicht unangenehm sind.

Viel empfindlicher als der Geschmack ist das der Geruch. Er ist übrigens bei Frauen besser entwickelt als bei Männern, und unser linkes Nasenloch empfindet stärker als das rechte. Auch rassenmäßig ist die Geruchsempfindlichkeit verschieden. Japaner z. B. sind für den Geruch von Ammoniak und von Essigsäure doppelt so empfindlich wie Europäer. Viele Stoffe vermögen wir noch in unvorstellbar großer Verdünnung zu riechen. Das gilt z. B. für Vanillin und für Cumarin, das dem Waldmeister das Aroma gibt. In einem Kubikzentimeter Luft riechen wir noch ein dreißigtausendstel Milligramm Brom, ein halbmillionstel Milligramm Moschus und ein vierhundertsechzig millionstel Milligramm Merkaptan.

Die große Geruchsempfindlichkeit der Hunde ist allgemein bekannt. Sie werden aber von manchen Insekten weit übertroffen. Besonders die Schmetterlinge leisten Wunderbares. Schmetterlingsmännchen riechen das Weibchen kilometerweit, sogar bei Gegenwind. Bei gezeichneten Tieren hat man gefunden, daß sie noch aus acht Kilometer Entfernung zu einem Weibchen hinfliegen. Der bekannte Insektenforscher Fabre gibt als Grenze hundert Kilometer an! Da auch stark duftende Stoffe wie Moschus, selbst wenn sie jahrelang offen dastehen, keinen nachweisbaren Gewichtsverlust erleiden, hat man schon angenommen, daß die Gerüche nicht — wie das der allgemeinen Annahme sonst entspricht — auf der Abscheidung gasförmiger Stoffe beruhen, sondern daß es sich vielleicht um Strahlungserscheinungen handelt. Ob dies richtig ist, läßt sich nicht sagen. Aber es wird mit dieser Theorie jedenfalls der Versuch gemacht, die Gerüche unter die elektromagnetischen Schwingungen einzureihen, zu denen ja das Licht und die Farben gehören.

Wenn wir von den Sinneseindrücken der Haut zum Geschmack und Geruch fortschreiten, so differenzieren sich die Empfindungen immer mehr. In allen drei Fällen aber kann von einem eigentlichen „Sinnesorgan" noch nicht die Rede sein. Es antworten immer nur bestimmte Hautbezirke auf gewisse Reize, mögen nun die den Eindruck registrierenden Nervenendigungen in der Haut im allgemeinen oder in bestimmten Schleimhautgebieten in der Mund- und Nasenhöhle liegen.

Erst das Auge ist im eigentlichen Wortsinn ein Organ, das aus dem Organismus herausgearbeitet wurde. Man vergleicht es mit einem photographischen Apparat. Es ist wie ein solcher gebaut, ihm aber weit überlegen. Bei völlig klarer Luft erkennt ein gutes Auge eine 25 kerzige

Glühlampe noch in 50 Kilometer Entfernung, und am Himmel sieht es noch Sterne sechster Größe. Die Energiemenge, die ein solcher Stern ausstrahlt, ist so gering, daß sie in Wärme umgesetzt, 145 Millionen Jahre lang ununterbochen wirken müßte, um die Temperatur von einem Grad Wasser nur um einen Grad zu erhöhen. Die Netzhaut des Auges ist etwa zehntausendmal so empfindlich wie eine photographische Platte. Man muß bedenken, daß die Netzhautbilder ganz außerordentlich klein sind. Das von der Linse entworfene Bildchen ist bekanntlich verkehrt, es steht auf dem Kopf, und seine Größe hängt von der Entfernung des Gegenstandes ab, den wir sehen. Das Netzhautbild eines Mannes, der in zehn Meter Abstand vor uns steht, ist nicht ganz 5 Millimeter hoch. Es gibt keinen Photoapparat, der so kleine Bilder entwirft. Gäbe es das doch, so könnten wir keine Einzelheiten an diesen unterscheiden. Aber am Netzhautbild erkennen wir jedes Haar des Mannes und jeden Rockknopf. Allerdings sehen wir es in natürlicher Größe. Warum wir den Gegenstand nicht im Auge, sondern draußen an seinem wirklichen Platz, nicht umgekehrt, sondern aufrecht sehen, das weiß kein Mensch. Es kommt dazu noch, daß das Sehbild im Gegensatz zum Bild auf der Platte in natürlichen Farben erscheint und daß noch geringste Helligkeitsunterschiede deutlich hervortreten.

Licht und Farben sind elektromagnetische Wellen. Ihre Länge beträgt 0,4 bis 0,77 Millimeter, und sie stellen nur einen ganz kleinen Teil des elektromagnetischen Spektrums dar, das Wellenlängen von Tausenden von Kilometer und solche von Millionstel Millimeter und Bruchteilen davon umfaßt. Die sichtbaren Lichtwellen bilden nur eine Oktave der insgesamt 60 Oktaven des ganzen elektromagnetischen Spektrums. Nur für diesen verschwindend kleinen Ausschnitt haben wir im Auge ein Aufnahmeorgan. Alle anderen Wellen, von den längsten Rundfunkwellen bis herunter zu den Röntgen-, Gamma- und kosmischen Strahlen, nehmen wir auf keine Weise wahr.

Es gibt aber außer diesen elektromagnetischen auch noch mechanische Schwingungen, nämlich die Schallwellen, die sich nicht im Äther, sondern in der Luft fortpflanzen. Ihre Tonhöhe hängt von der Frequenz, das heißt von der Zahl der Schwingungen in der Sekunde, ab. Langsame Schwingungen erzeugen tiefe, dagegen rasche Schwingungen hohe Töne. Insgesamt umfaßt das Schallspektrum 25 Oktaven. Unser Ohr nimmt zehn davon wahr. Es kann Töne von 16 bis zu etwa 16 000 Schwingungen in der Sekunde unterscheiden. Seine Wahrnehmungsfähigkeit erstreckt sich also in seinem Bereich über ein verhältnismäßig größeres Gebiet als das des Auges im Gesamtbereich elektromagnetischer Schwingungen. Das Ohr ist auch das einzige Sinnesorgan, das den Vergleich mit dem Auge verträgt. Diesen beiden gegenüber sind die anderen Sinne stumpf. Das Trommelfell ist außerordentlich empfindlich, es reagiert schon auf Druckschwankungen von 0,3 milliardstel Atmosphären. Daraus ergibt sich unsere große Empfindlichkeit für Geräusche. Wir hören noch in Zentimeter Entfernung den Ton, der entsteht, wenn eine Korkkugel von einem Milligramm Gewicht aus einem Zentimeter Höhe auf eine Glasplatte fällt, und sonst werden die leisesten Geräusche noch in vier, von besonders feinhörigen Menschen sogar noch in sechs Meter Entfernung wahrgenommen.

Ausflug in Berlins Redeblütenwälder.

Was wäre der Berliner, nota bene das waschechte, eingeborene Exemplar, ohne die allbeliebte, weitbekannte Berliner große — Redegewandtheit?! Nicht auszudenken! Der Berliner soll erst geboren werden, der nicht bei jeder Gelegenheit ein passendes oder unpassendes Wort bei der Hand hat. Er ist dabei ja nicht allein auf die deutsche Muttersprache im allgemeinen angewiesen, er schöpft vielmehr aus dem Born urberlinischer Redensarten, einem Quell, der nie versiegt. Befindet er sich wirklich mal in einem Dilemma — „Leicht jesagt: für'n Sechser Käse, wenn man die Nummer nich weeß" —, so tröstet er sich gleich selbst: „Wir wer'n det Kind schon schaukeln." — „Wat is denn nu kaputt?" stutzt er, sobald nicht alles glatt geht, und „Laß dir beiseben, Mensch" ist sein guter Rat an jeden, der eine abweichende Ansicht äußert. „Quatsch nich, Krause" — und „Mensch, hast du 'ne Weste an" sind weitverbreitete kleine Liebenswürdigkeiten. Fast ebenso beliebt sind die Beschwichtigungen: „Immer sachte, bloß nich drängeln", oder „Mensch, ärjer' dir nich". Dem Tierreich verdankt er ein paar besondere Schätze seines Diktionärs: „Immer raus mit de Zicke an de Friehlingsluft", „Da wird keen Pferd draus schlau", „Nu brat mir eener 'n Storch, aber recht knusprig an de Beene."

Auch der holden Weiblichkeit werden allerlei Redeblüten in den Mund gelegt: „Wat saachste, Karl, dir friert? — Bind dir 'n Schlips um!" „Liebe mir, oder ick zerhack dir de Kommode!" — Trotzdem muß es bei solchen Ehen ganz gemütlich zugehen, denn ein altes Berliner Wort besagt: „Heirate, Mensch, du lachst dir dood!"

Etwas anspruchsvoll ist der Berliner in bezug auf das Äußere seiner Mitbürger. Ein Dicker sieht nach seinem Urteil aus wie ein „Pfannkuchen mit Beene", ein Dünner „is dem Totenjräber jrade noch von de Schippe runtergehopst". Er liebt ein gutes Leben — „Det is hier nich wie bei arme Leute, sieben Kinder in een Bette und Vater deckt sich mit 'ne Zeitung zu" — und tröstet gern die Betrübten: „Nu weene man nich, in de Röhre steh'n Klöße, du siehst se man nich." Wird er aber erst einmal ungemütlich, „jeht er aus de Jacke", so „jiebt's leicht Senge". Er läßt sich aber ein für allemal „nich an de Wimpern klimpern". Aber ebenso schnell ist er wieder versöhnt. Er „hebt jern eenen", „jießt jerne 'nen Kleenen uff die Lampe". — Für alles Trink- und Eßbare hat er besondere Bezeichnungen, sei es nun ein „Landwehrtopp", eine „kühle Blonde" oder ein „Leichenwagen mit Troddeln". Er ist durchaus empfindlich für Tafelfreuden, davon zeugt schon die uralte Berliner Redensart: „Eene jut jebratene Jans ist eene jute Jabe Jottes". — Findet ein Gericht aber seinen besonderen Beifall, so kennt er nur ein Lob, und das zeigt ihn wieder in seiner ganzen urwüchsigen Behaglichkeit: „Kinder, Kinder, det schmeckt wie bei Muttern!"

Die neueren Berliner Redensarten, wie „det is knorke", bei dir spiel'n se woll?" sind ein Kapitel für sich. Aber auch diese, deren Witzwirkung oftmals auf einer gewaltsamen Wortbildung beruht, zeigen, daß der Berliner Humor trotz aller Zeitnöte immer noch lebendig ist.



Lustige Ecke





„Hast du einen neuen Badeanzug?"

„Ja, der andere hatte ein Loch!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmann T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: w zast. Arno Ströse.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.